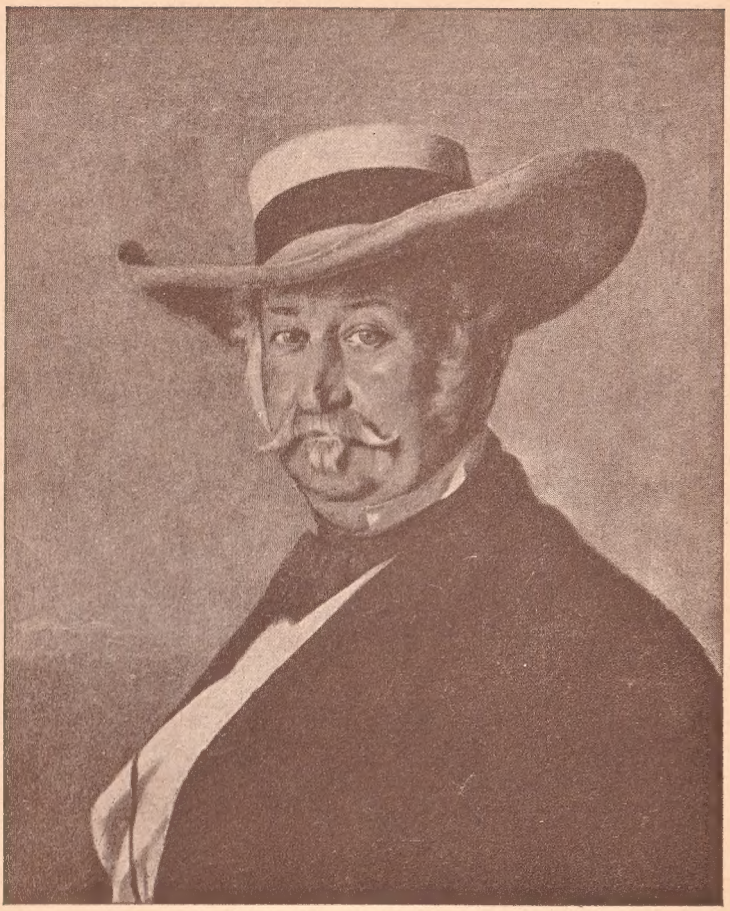

General Joh. Aug. Suter

v. Martin Birmann

UTE SCHRIFTEN GS BASEL, HEFT NO. 7

General Joh.-Aug.-Suter

v. Martin Birmann

Nachdruck 1933
27.–37. Tausend

Gute Schriften Basel No. 73

Johann August Suter.

In der alten Heimat.

Ein Tagewerk war wieder vollbracht. Behaglich sammelten sich die Leute vor ihren Häusern zum üblichen Abendsitz. Sie unterhielten sich allgemein mit ernstlichen Betrachtungen über die ungewöhnliche Hitze des Tages und die überhandnehmende Trockenheit, die sich fühlbar machte im Feld und besonders an den Dorfbrunnen. Da kam ein stattlicher Mann auf die Ortschaft zu und fragte beim ersten Hause nach der Wohnung des Gemeindepräsidenten. Statt einer Weisung gab der Vater sein Büblein mit, das nun eilen mußte, um mit dem Manne Schritt zu halten.

„Das ist ein Fremder, denn er grüßt nicht," — „das ist einer aus der Stadt, seinem Rocke nach", so urteilten die verschiedenen Gruppen vor ihren Häusern. Was aber ein Fremder — am hellen Tage schon eine seltene Erscheinung im baselländschaftlichen Dörfchen Rünenberg — in so später Abendstunde noch hier wollte, darüber wußte keiner Bescheid. Und als der Knabe wieder allein durchs Dorf zurückeilte, als er von allen Seiten befragt, nichts anderes zu sagen wußte als: „es ist ein Hiesiger", da rieten die Leute noch eine Zeit lang her und hin und begaben sich dann zur Ruhe, ohne die wichtige Frage gelöst zu haben.

Das war am 6. Mai 1834.

Am folgenden Tage wußte es bald das ganze Dorf, daß ein hiesiger Bürger, aus der Fremde gekommen, einen Heimatschein verlangt habe zur Vornahme einer größern Reise. Der Präsident jedoch habe ihn nicht gekannt und habe einen neuen Schein erst dann geben wollen, wenn der früher ausgestellte wieder vorgelegt werde. Jedermann lobte die Vorsicht des Präsidenten.

An eben diesem Morgen erhob sich in Liestal folgendes Zwiegespräch.

Erster Landschreiber: „Stellen Sie doch einen Paß nach Frankreich aus, auf den Namen Johann August Suter von Rünenberg."

Polizeisekretär Kloß: „Hat er einen Schein vom Gemeindepräsidenten?"

Erster Landschreiber: „Nein, aber er ist ein guter Freund von mir, ich kenne ihn wohl."

Polizeisekretär: „Dann kann ich keinen Paß geben, mein Chef könnte meinetwegen machen, was er wollte, aber er ist in Aarau; ich gebe keinen Paß."

Erster Landschreiber: „Sie sind doch immer voll Skrupeln. Ich sage Ihnen ja, es ist ein Freund von mir, was wollen Sie mehr?"

Polizeisekretär: „Ich tue meine Pflicht, alles andere geht mich nichts an; ich gebe keinen Paß."

Schon am Nachmittag kam ein Steckbrief von Bern; der Reisende aber war schon über die Schweizergrenze hinaus.

Ein Rückblick.

Drei Menschenalter waren vergangen, seitdem Jakob Suter als Knabe sein Heimatdorf Rünenberg verlassen hatte, um in der Stadt sein Glück zu suchen. Es ist darum kein Wunder, daß sein Enkel in der alten Heimat als ein Fremder erschien.

Jakob Suter hatte bald einen Platz gefunden in einer Papierfabrik zu Basel. Hier blieb er, hier lebte er sich ein, und mit ihm die ganze nachwachsende Familie, und „Suter, Papierer" ist von nun an die stehende Bezeichnung der Familienglieder im Kirchenbunde zu Kilchberg. Später wurde Jakob Suter Meister der Papierfabrik zu Kandern, Baden, und blieb es bis zu seinem Tode; darauf wurde Meister sein älterer Sohn, der des Pfarrers Tochter zu Grenzach geheiratet hatte. Es war das in der guten alten Zeit des Fabriklebens, wo man noch mit dem Kommis einen Akkord machte auf

101 Jahre, wo die Frau des Bandfabrikanten alljährlich den Arbeitern wie ihrer eigenen Familie die große Tisane kochte zur Blutsreinigung.

Meister Suter jedoch war der Ansicht, daß seine talentvollen zwei Söhne nicht Papierer werden sollten; sie traten in Basel in die Thurneysensche Buchhandlung und Druckerei, August*) zur Erlernung der Handlung, Friedrich als Schriftsetzer.

In der Folgezeit kam August in eine Tuchhandlung nach Aarburg, lernte da seine Frau kennen, Anna Dübold, und begründete in deren Heimat Burgdorf ein Geschäft unter dem Namen Johann August Suter und Co. Dieses Geschäft endete schon im Mai 1834. Suter, fallit, flüchtete sich und hinterließ fast mittellos eine Frau und vier Kinder.

In Burgdorf lebte ein Freund Suters, J. J. Buser aus Ormalingen. Dieser hatte mit weniger Wagnissen, aber mit musterhafter Sorgfalt und Rechtlichkeit, sich ein weit geachtetes Handlungshaus geschaffen. Buser ging nun der Heimatgemeinde Suters anhand und besorgte ihr getreulich ihre vormundschaftlichen Interessen in den verwickelten Konkurs- und Erbsachen. Diese schleppten sich hin bis zum Jahre 1862, wo es endlich dem Verfasser, als Vogt der Frau Suter, gelang, deren Eigentum verfügbar zu machen.

Friedrich Suter war früher schon gesunken. Von seiner Frau geschieden (sie heiratete später Dr. med. Jonas Furrer), trieb er sich in Genf und Umgebung umher, vertrank dort seine Kraft, Gesundheit und Verstand, und kam endlich auf der Armenfuhre nach Rünenberg. Hier wurde ihm das Ordnen der Gemeindeprotokolle übertragen; daneben lehrte er dem Verfasser dieser Schrift die Anfangsgründe der französischen Sprache. Aber bald mußte er in den Kantonsspital gebracht werden, wo er nach wenigen Wochen (1844) starb.

Ein Vetter von ihm, Christoph, ist gegenwärtig (1868) der älteste Pfründer des Kantonsspitals. In seiner Jugend hatte er zu Straßburg und Altkirch die Flugblätter der Revolution über das Land

*) Johann August Suter war geboren zu Kandern am 15. Febr. 1803.

getragen und dann die Schreckenstage von 1793 und 1794 mitangesehen. Die Bilder dieser Erlebnisse werden von dem nun Blinden dargestellt mit seltener Anschaulichkeit und Frische.

Von August Suter kamen regelmäßig Briefe an die Seinigen. All sein Streben ging dahin, für sie eine bessere Zukunft zu schaffen. Für seine übrigen Bekannten, mit Ausnahme Busers, war er aber bald verschollen — bis nach vierzehn Jahren sein Name mit Erstaunen genannt wurde auf dem ganzen Erdenrund.

In Amerika.

Im Hafen von New-York, wo jährlich so viele Schiffbrüche der alten Welt, so manche Trümmer zerstörter Lebensexistenzen anlanden, betrat Suter das Land seiner Hoffnungen. Vier Jahre lang sollte er, in einem Wechsel, wie er in der alten Welt nicht denkbar ist, einen Beruf nach dem andern ergreifen und ohne Erfolg wieder aufgeben, um mit neuer Energie eine neue Bahn sich zu brechen. Er versuchte sein Glück im Handel und kam dabei immer weiter nach Westen. In St. Louis, der Hauptstadt des Staates Missouri, betrieb er bald dieses, bald jenes Geschäft, und schloß sich dabei deutschen Gesellschaften an, die für verschiedene Handelszweige und für die Herbeiziehung von Einwanderern aus Europa sich zusammengetan hatten.

Der Staat Missouri, sechsmal so groß als die Schweiz, war seit vierzehn Jahren ein Staat der großen Union. Die große Pulsader des Inlandverkehrs, der Mississippi, begegnet hier seinen Nebenströmen, zunächst dem Missouri, dessen gewaltige trübe Fluten schon achtzehnhundert Meilen weiter oben das Dampfschiff tragen und achtzehn Meilen unterhalb der Vereinigung sich von den klaren Wassern des Mississippi noch unterscheiden. Weiter unten wälzt der anscheinend gleich große Ohio oder „schöne Strom" seine hellen Gewässer heran. Zwischen niedrigen bewaldeten Ufern strömen sie sich entgegen und bilden so ein Wassernetz, wie die Erde kein zweites aufweist. Die mächtig wachsende Bevölkerung der Staaten im Osten

und Süden, mit ihrer beispiellos auflebenden Betriebsamkeit, wird durch diese Ströme auf Tausende von Meilen in Verbindung gesetzt mit den noch unbekannten, ungemessenen Ländergebieten im Westen und Norden. Ueber achthundert Dampfboote landeten jährlich in St. Louis. Hier in dem fruchtbaren Winkel oberhalb der Hauptstadt, wo Missouri und Mississippi sich verbinden, bei St. Charles, setzte sich Suter und ward Farmer.

Fruchtbar und schön ist das Land, reich sind die Felder an Mais, Baumwolle und Tabak, gegen Norden hin an üppigem Getreide. Der Absatz ging namentlich hinunter in die wärmern Staaten, wo den Zucker und Baumwolle bauenden Negern das Korn von Missouri und Illinois allwöchentlich zugemessen wurde.

Der Farmer nun braucht Hände, viele Hände. Glücklich, wer mit herangewachsener Familie hier seine Hütten aufschlägt; aber Suter war allein. So war er bald des Ackerbaues müde und bereit, ein rascheres Glück aufzusuchen.

Vom Tale des Mississippi aus nach Westen liegt, bis hin zum großen Gebirge, das weite, weite Land, zusammengesetzt aus fruchtbaren Gefilden und wasserleeren Steppen. Das waren die Tummelplätze der ungezählten Indianerstämme und die Heimat der großen Büffelherden. Aus diesen Ländern, und besonders vom Norden herab, wurden alljährlich in kostbarem Pelzwerk ungeheure Reichtümer nach St. Louis gebracht, und dorthin zog es die Abenteurer jeder Art. Nach Santa Fe, einer von Mexiko vorgeschobenen Kolonie in den weiten Tälern und Ebenen am Felsengebirge, lockte es manchen Kaufmann, und auch Suter schloß sich einer Gesellschaft aus Gießen, die aus fünfunddreißig Männern bestand, an, setzte seine Sachen in Waren um, kaufte einen Wagen, ein Pferd und eine Doppelflinte, und zog mit nach dem ungefähr achthundert Meilen weit entfernten bewohnten Lande. Aber die Gesellschaft bestand zum Teil aus Müßiggängern, die vor jeder Ordnung große Scheu und nur Sinn für tolles Vergnügen hatten; die Karawane kam auch zu sehr ungünstiger Zeit an, und das Geschäft mußte als mißlungen angesehen werden. Suter jedoch sorgte mit Umsicht für sich und hatte von

diesem Zug einen ordentlichen Gewinn. Er ließ sich da nieder und verlegte sich besonders auf den Handel mit den Indianern, die noch in ungebrochener Kraft auftraten, eine Macht in dieser Wildnis an der äußersten Grenze des zivilisierten Lebens. Ihnen verkaufte er Zeuge und Putzwaren nach ihrem Geschmack. Aber heimisch wurde es Suter auch da nicht; denn der erworbene Besitz war hier ein unsicheres Gut. Ueberdies kam immer bestimmtere Kunde von einem noch weiter nach Westen, weit jenseits des Felsengebirges, jenseits öder Wüsten gelegenen Lande. Dort in Kalifornien, einem der Aufmerksamkeit Europas und Amerikas weit entlegenen Lande, hatte die Republik Mexiko die seit einem Jahrhundert gesammelten Schätze der Missionen zuhanden genommen. Ländereien und Viehherden, in fabelhafter Größe und Zahl, wurden hingegeben dem, der mit kecker Hand sie anzunehmen bereit war.

Nach dem Westen hin richtete Suter sein Augenmerk; aber um dahin zu gelangen, mußte er wieder zurück nach Missouri, von wo aus ein langer beschwerlicher Pfad nach Kalifornien bekannt war.

Nach Kalifornien.

Im Juni des Jahres 1838 sammelten sich im Fort Independance, der Grenzfeste des Staates Missouri am Strome gleichen Namens, die Handelskarawanen: Deutsche, Franzosen, Engländer, Spanier, Indianer, Neger trieben ab und zu; zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß reisten einzelne oder Gesellschaften, zum Teil zurück in die Vereinigten Staaten, zum Teil hinaus, südlich nach Santa Fe, oder nördlich nach dem großen Paß des Gebirges. Weniger waren es die Pioniere, die ausgingen, in gefahrvoller Wildnis eine neue Heimat zu suchen; mehr waren es Kaufleute, oder Jäger, oder Fallensteller, die sich rüsteten, bis in den äußersten Norden der Hudsonsbay-Länder zu ziehen, um an namenlosen Flüssen, oder am fernen Stillen Ozean dem Biber nachzustellen und anderm Pelzwild.

Suter und Kapitän Ermantinger, fünf Missionare und drei Frauen brachen auf nach dem entfernten Westen, nach Kalifornien.

Weit, bis auf hundert Meilen von einander entfernt, lagen auf diesen Pfaden der Wildnis, Handelsstraßen genannt, die Forts der Vereinigten Staaten. Es waren aus Holz oder Stein erbaute Vesten, mit Garnison und Kanonen besetzt, zum Schutze der Wanderer gegen die Grausamkeit der Indianer, und mit Lebensmitteln und Kleidern reichlich versehen zum Besten der Hunger- und Mangelleidenden.

Der Weg führt längs dem Missouri und dann am Nebraska hin. Diesem Fluß folgt er über vierhundert Meilen weit, bis hinauf an das Felsengebirge, dessen höchste Spitze, so hoch wie das Finsteraarhorn (13,500 Fuß) dem Wanderer weithin entgegenschaut.

Schon über drei Wochen waren sie gereist, durch einsame flache, dann wieder durch malerische Gegenden, bis sie auf dem Südpaß, einem Einschnitt in den riesenhaften Gebirgszug, an der Grenze standen zwischen dem Lande, das die Vereinigten Staaten ansprechen, und dem fernsten Westen. Hier, über siebentausend Fuß über Meer, neunhundertsechzig Meilen vom Fort Independance entfernt, schaute der Blick noch einmal zurück auf das Land der Zivilisation, und vorwärts ging es auf selten betretenem Pfade. Bis zur Mündung des Oregon im Stillen Ozean waren noch vierzehnhundert Meilen zurückzulegen.

Anfangs August kamen sie nach Fort Hall. Der Kommandant warnte vor der Weiterreise; denn die räuberischen Stämme der Rothäute waren wieder in Bewegung zur Ausrottung der Weißen. Vertrauend auf ihr bisheriges Glück, das sie durch das Land so manchen Stammes ungefährdet hatte dringen lassen, und bauend auf ihre guten Waffen, reisten sie am 4. August wieder ab. Tagelang geleitete sie noch die Schutzwache aus dem Fort.

Am 16. August gelangten sie nach Fort Boisé, einem einfachen Wohnhaus der Hudsonsbay-Gesellschaft. Verkümmerte und hungernde Indianer kauerten in Menge umher in den lachenden Gegenden, an den lachsreichen Strömen und Wasserfällen. Da begannen jene Riesenbäume sich zu zeigen, die ein Wunder sind für den Reisenden: Fichten bis zur Höhe von zweihundert Fuß, Lärchen ohne einen Ast bis auf hundert Fuß Höhe des Stammes. Weite Waldungen der

Riesenzeder bildeten unabsehbare Walddome, und die schneebedeckten Häupter des Gebirgs überragten das Land. Ende September gelangte unsere kleine Karawane nach dem Fort Van Couver am Oregon und befand sich nun in dem regen Handelstreiben der großen Pelzkompagnie.

Suter fand freundliche Aufnahme; denn tüchtige Männer waren willkommen in diesem einsamen Platz am Ende des Festlandes. Er aber wollte nicht hier sich binden, sondern nach Kalifornien ziehen. Aber auch jetzt noch, so nahe dem Ziele, war es nicht möglich, auf dem geraden Wege dahin zu gelangen. Auch hier waren die Wilden in Gährung, und eine Reise durch ihr Land unmöglich. Eine Schiffsverbindung, die bloß eine Fahrt von drei Wochen erfordert hätte, war auch nicht abzuwarten. Dagegen lag im Flusse das Schiff Columbia, bereit nach den Sandwichsinseln zu fahren.

Suter liebte das Außerordentliche; er schiffte sich am 8. November ein. Eine Fahrt über den Stillen Ozean, wenn auch weit und gefährlich, auf dem einfachen Schiff, hatte für ihn einen besondern Reiz. Nicht nur dies: es sollte für ihn die beste Schule werden. Tag über auf dem Verdeck, während das Schiff dahinglitt, und abends in der engen Kajüte, da lernte er von seiner Gesellschaft die Gebräuche, die Kräfte und die Bedürfnisse Kaliforniens kennen. Die rauhen Seemänner hatten schon manche Ladung von Brettern, Häuten und Talg über den Ozean geführt, hatten schon viel mit den Indianern Amerikas und den Insulanern verkehrt, schon oft mit den spanischen Missionaren in Monte Rey und den amerikanischen in Honolulu gehandelt. Auf dieser Seefahrt gewann Suter den weiten Blick, der die Bedürfnisse dieser weiten Weltgegenden umfaßte.

In der Hauptstadt Honolulu gab er auf der Faktorei die Empfehlungen der Beamten der Hudsonsbay-Gesellschaft ab und wurde ebenfalls aufs beste aufgenommen. Die verschiedenen Gesellschaften der verschiedenen Nationen kamen ihm freundlich entgegen und boten ihm eine gute Stellung an. Aber sein Ziel blieb Kalifornien. Für sich selber wollte er jetzt handeln, nicht als bloßer Angestellter. So fing er an, für seine künftigen Besitzungen Insulaner zu werben,

Kanakas, wie man sie heute noch nennt. Er machte viele Bekanntschaften, als Einleitung zu künftigen Geschäften, und dachte bald an den Rückweg.

Doch auch dieser sollte nicht geradehin gehen. Es war kein Schiff da, das nach den kalifornischen Hauptplätzen oder nach San Diego segeln wollte. Ein Russe machte ihm den Vorschlag, mit ihm nach Sitka, nach der Niederlassung hoch im Norden von Amerika zu fahren; denn von dort gingen regelmäßig russische Schiffe zu den russischen Niederlassungen in Kalifornien.

Suter schiffte sich ein, und suchte auch diese Fahrt als Vorbereitung zu seiner künftigen Stellung in Kalifornien zu benützen. Die Russen wollten damals, von Kamtschatka aus Amerika erfassend, ihre Macht auch hier, längs der Küste nach Mexiko hinunter, ausdehnen. Die Weltmacht des Ostens war auf dem Wege, mit der künftigen Weltmacht des Westens zusammenzustoßen.

Mit den Russen knüpfte Suter, bei seiner Gewandtheit im Umgange, bald freundschaftliche Verbindungen an, und alle diese persönlichen Bekanntschaften sollten ihm in der Folge reiche Früchte tragen.

Mit einem russischen Schnellsegler reiste Suter nun, von Sitka aus, rasch längs der Küste hin, durch die reichen Jagdreviere der Walfischfänger, an der Mündung des Oregon vorüber, nach dem einsamen Hafen von San Franzisco. Suter blieb; das Schiff fuhr weiter nach Monte Rey.

Kalifornien.

Das Land war, von seiner Entdeckung an, von Spanien angesprochen und bildete eine Provinz des spanischen Vizekönigreichs Mexiko. Wie groß es war und wie beschaffen, das wußte niemand; als man doch eine Grenze gegen Norden hin festsetzen mußte, nahm man noch im Jahr 1828 die Landkarte zur Hand und zog — vom Südpaß des Felsengebirges aus — eine 1400 Meilen lange gerade Linie zum Stillen Ozean. Damit ward Kalifornien bestimmt als ein Land, dessen Süden in der tropischen Sonne brennt und dessen

Norden einen strengen Winter hat, in einer Längenausdehnung gleich jener von der Sahara bis hinauf nach England.

Der südliche Teil ist eine Halbinsel, mehr öde, und länger bekannt; der nördliche, in gemäßigter Zone liegend, ist erst in neuerer Zeit erforscht worden. Dieser nördliche Teil, Ober-Kalifornien geheißen, ist es, der für die Geschichte Suters in Betracht kommt — und auch von diesem nur das Küstenland längs dem Ozeane, fünfzehnmal so groß als die Schweiz, und in unsern Tagen Neu-Kalifornien geheißen. All das weite Land hinter diesem ist die große kalifornische Wüste, die reicht bis zum jetzigen Mormonenstaate Utah am großen Salzsee, und von dort dehnt sich wieder weites Steppenland bis zum Felsengebirge.

Vom Meere aus zeigt sich in Neu-Kalifornien ein Höhenzug gleichlaufend mit der Küste. Hinter ihm läuft, ebenfalls von Norden nach Süden, ein Gebirge, und weiter hinten ein drittes, noch höheres, die Sierra Nevada. Die Täler zwischen diesen Höhen sind zum Teil weite Ebenen.

Fast in der Mitte dieser Gebirgszüge, und sie teilend in nördliche und südliche Hälften, findet sich vom Meer aus ein Einschnitt in die vordern zwei Höhenzüge, und es ist da ein See, der mit dem Meere durch einen schmalen Eingang verbunden ist. Dieser See ist einer der herrlichsten Häfen der Welt; alle Schiffe der Erde könnten darin Platz finden und Schutz. Er erhält von Norden her den Sacramento, von Süden den Joachim, zwei mächtige Flüsse. Von diesem See stieg nun Suter ans Land, bei der ärmlichen Missionsstation San Francisco.

Kalifornien zählte damals etwa 5000 Weiße und 30 000 Indianer; es war eine Provinz der Republik Mexiko und stand unter dem Statthalter Alvarado.

Auch das vom Schauplatz der Weltgeschichte entfernte Land hatte damals schon manchen Wechsel erlebt und befand sich gerade in kritischer Lage.

Die alten Missionen, von Jesuiten am entlegenen Meeresgestade von Alt-Kalifornien errichtet, waren im allgemeinen Sturm gegen den Orden im Jahre 1767 gefallen. In Neu-Kalifornien hatten sie

jedoch nie Wurzel gefaßt. Das Land ward von der Krone Spanien mitsamt dem alten Gebiete den Franziskanern übergeben, und so blieb es auch unter der Republik Mexiko.

Da bauten die Padres nach und nach achtzehn Missionen längs der Küste, zuerst einsame Gehöfte, die aber mit der Zeit zu großen Besitzungen und zu Dörfern heranwuchsen. Die Einrichtung war überall dieselbe, der Umfang aber ungleich. San Luis Rey, die schönste, hat ein Gebäudeviereck von vierhundertfünfzig Fuß Frontenlänge. Eine der Seiten wird gebildet von der großen Kirche, die andern von den Wirtschafts- und Wohngebäuden. Der Hof hat schattige Baumreihen und einen Springbrunnen. Das Hauptgebäude enthielt die Wohnungen der zwei Mönche, die Schulen, die Werkstätten, die Zimmer für Fremde, die Magazine. Die Krankenzimmer waren in den stillsten Teilen.

Die indianischen Mädchen standen unter der Aufsicht der alten indianischen Frauen; sie wurden unterrichtet im Weben wollener, leinener und baumwollener Stoffe, und verließen die Mission, wenn sie heirateten. Die talentvollen Knaben wurden angeleitet zu Musik und Gesang, alle zu einem Handwerk oder zum Ackerbau.

Der älteste Mönch gab den Religionsunterricht und leitete das Haus, die jüngern führten die Feldarbeiten. Die Indianer wurden in Brigaden eingeteilt. Früh morgens, wenn es zum Angelus läutete, begaben sich alle in die Kirche; nach der Messe frühstückten sie und gingen dann an die Arbeit. Um elf Uhr wurde das Mittagsmahl eingenommen und dann geruht bis zwei Uhr. Bei Sonnenuntergang läutete es wieder zum Gebet; dann folgte das Abendessen, und darauf Spiel und Tanz. Frisches Rindfleisch, Hammelfleisch, Mehlspeisen und frische Gemüse waren die Nahrung. Die Kleidung der Männer bestand in leinenem Hemde, Beinkleidern und wollenem Mantel; die Frauen erhielten alle Jahre zwei Hemden, einen Rock und einen Mantel; der Alkalde oder Vorgesetzte war gekleidet wie die Spanier.

Nach dem Verkauf und der Verladung ihrer Handelsartikel — Häute, Talg, Getreide, Wein, Oel — auf die fremden Schiffe, ver-

teilten die Mönche an die Indianer Bücher, Kleidungsstücke, Tabak, Rosenkränze, Schmuck. Der Rest der Einnahme wurde verwendet zur Verschönerung der Kirche, zu Gemälden und kostbaren musikalischen Instrumenten. Ein Teil der Ernte ruhte zur Vorsorge aufs folgende Jahr im Magazin.

Da erweiterten sich die bebauten Felder von Jahr zu Jahr; die Herden nahmen mächtig zu. Mühlen, Brücken, Kanäle, Straßen, Werkstätten entstanden unter Leitung der Mönche und unter der Hand der Indianer. In der Umgegend erhob sich eine kleine Kolonie nach der andern, in der Einrichtung der Mutteranstalt ähnlich, mit Kapelle und Werkstätten, unter der Führung besonders tüchtiger Indianer. Am Sonntag sammelten sich dann alle in der Hauptkirche. Im Jahre 1824 zählte die Mission San Antonio 1400 Indianer, welche zusammen 12 000 Stück Rinder, 2000 Pferde, 14 000 Schafe besaßen, und doch war das nicht die reichste. Die Mönche bewahrten das Gelübde der Armut und beanspruchten nichts für sich; sie sahen sich nur an als Verwalter und als die Vormünder der Indianer.

Im Jahr 1832 jedoch wurden diese Güter als Staatsdomänen erklärt und verpachtet. Für die Mönche ward eine Pension bestimmt, aber nie bezahlt. Es begann die Zeit einer förmlichen Plünderung. Generäle und andere Machthaber erwarben die schönen Besitzungen zu Spottpreisen, und die Indianer zogen sich wehklagend in die Wildnis zurück oder streiften erbittert um die alte Heimat herum. Der Wohlstand sank rasch. Nach acht Jahren arbeiteten von den frühern 30 650 Indianern noch 4450 um Lohn; der Bestand der Herden war von 424 000 Stück Rindvieh auf 28 220, von 62 500 Pferden auf 3800, von 321 500 Stück Kleinvieh auf 31 600 gefallen. Da ward von der Regierung noch einmal versucht, mit Hilfe von Mönchen das frühere Gedeihen herzustellen; den Indianern wurde ein Teil des Viehes als Eigentum überlassen, und sie sollten nun als freie Republikaner ihr Feld selber bebauen. Aber es ging nicht mehr; in den alten Missionen wurden Branntweinläden errichtet, und bald blieb den armen Indianern nichts mehr übrig als ein neues Laster und die Erinnerung an ihr verlorenes Glück.

Suters Niederlassung.

Ans Land gestiegen, sah sich Suter zuerst um. Sein erster Ritt war ins Tal des Sacramento. Die wunderbare Schönheit dieses Landes und die seltene Fruchtbarkeit überzeugten ihn sogleich, daß besseres nicht zu finden wäre. Da trat er vor den Gouverneur Alvarado zu Monte Rey und schlug ihm vor, er wolle mit seinen Kanakas eine Niederlassung gründen, die Bebauung des Landes sollte gleichzeitig als Schutzwehr gegen die noch ganz unkultivierten nördlichen Stämme und zur Sammlung der kultivierten Indianer der Missionen dienen. Der Statthalter begrüßte diesen Plan und überließ ihm die Wahl der Gegend. Suter wählte die Gegend im Tale des Sacramento, da wo der Rio de los Americanos in diesen mündet. Er ging mit seinen Insulanern am Flusse hinauf, bis wo er keinen der wenigen niedergelassenen Weißen mehr zum Nachbarn hatte. Dort errichtete er seinen Rancho, seinen rohen Landsitz, und fing an, das Feld zu bebauen. Er gab der Niederlassung de Namen Nueva Helvetia, zu Ehren seines fernen Vaterlandes. Aber so herrlich das Land war, so traurig war es mit den Menschen bestellt.

Zwei Jahre vorher hatte in Mexiko, angeblich zur Kolonisation Kaliforniens, aber wohl mehr, um den Rest der Missionen zu plündern, die Compania Cosmopolitana sich gebildet. Zweihundert Musiker, Silberschmiede, Intriganten und Abenteurer jeden Schlages hatten sich verbunden, unter ihnen nicht ein einziger Ackerbauer. Während sie auf dem Meere fuhren, wickelte sich in der Hauptstadt wieder eine Revolution ab; Santa Ana stürzte den Präsidenten Farias und schickte zu Lande durch Sonora einen Kurier mit dem Befehl an den Gouverneur von Kalifornien, jene Bande nicht ins Land zu lassen. Als die hoffnungsreichen Abenteurer in der Bai von San Francisco landeten, wurden sie in entlegene Gegenden geführt, wo sie zum Teil elend umkamen, zum Teil unter unsäglichen Mühsalen nach Mexiko zurückkehrten.

Kalifornien selbst stand zur Zeit, als Suter sich niederließ, am Vorabend einer Revolution. Einzelne jener Trapper, der Jäger und Fallensteller und kühnen Hinterwälder waren durch die weiten Länder bis hieher gedrungen und hatten sich festgesetzt. Unter ihnen

bildete sich bald der Kern einer Partei, die das Land zur amerikanischen Union ziehen wollte. Suter sah in den Unionisten die Partei der Zukunft, in den Mexikanern diejenige des Zerfalls. Er baute jedoch sein Land, ohne sich bei den Streitigkeiten viel zu beteiligen.

Neu Helvetia wuchs rasch empor. Einige der Weißen schlossen sich an Suter an; viele Indianer stellten sich unter ihn, die er zu behandeln suchte ähnlich wie die Missionen es getan; Kanakas kamen von den Sandwichsinseln noch mehrere herüber.

Suter teilte die weiten Ländereien; er gab den einen selbständiges Eigentum, die meisten andern nahm er in seinen Dienst.

Aber von drei Seiten drohte ihm jetzt der Untergang. Die Indianerstämme am obern Sacramento erkannten in dieser Ansiedelung eine Schmälerung ihres Gebietes und trachteten, bald am hellen Tage mit großem Geschrei, bald des Nachts mit Feuerbränden, die rasch erstehenden Gebäude zu überfallen und zu zerstören. Bald ward einer seiner Indianer, bald ein Kanakas tot heimgebracht, den die Wilden meuchlerisch erschlagen. Deshalb organisierte er eine Truppe und kaufte Waffen; in den zwei ersten Jahren hatte er manchen blutigen Zusammenstoß mit den verräterischen Wilden. Der Gouverneur ernannte ihn zum Kapitän und zum Wächter der nördlichen Grenze, und schenkte ihm elf Quadratstunden Landes (gleich der Hälfte des Kantons Baselland).

Auch die immer wiederkehrenden Revolutionen waren Suter gefährlich. Bereits war er eine Macht in Kalifornien, und abwechselnd forderte die gesetzliche aber schwache Behörde, und dann wieder die Aufständischen, seinen Beistand. Als einmal der Kommandant von Monte Rey ihn bedrohte, machte Suter Miene, mit seinem kleinen Heere aufzubrechen; da schloß jener schnell Frieden. Nur seine Klugheit und sein in allen Dingen festes und ehrenhaftes Benehmen konnten ihn retten. Die sich immer vermehrenden weißen Ansiedler, sowie der Gouverneur, achteten ihn.

Er aber brachte, während all den Kämpfen um ihn her, und namentlich an der Küste, sein ausgedehntes und reiches Land zu immer größerer Blüte. Seine Hauptgebäude umgab er mit einer hohen, fünf Fuß dicken Mauer; jede Seite war dreihundertzwanzig

Fuß lang; an den Ecken erhoben sich quadratische Bastionen, auf denen achtzehn Kanonen standen. Das ganze Jahr waren Wachen und Patrouillen aufgestellt; für den Fall der Not war eine Besatzung von hundert Mann organisiert.

Vor allem bebaute er sein weites Land mit Hilfe von hundertzehn Indianern und von nahezu hundert Kanakas. Sie bildeten seine weitere Familie. Die dreißig Weißen in seinem Dienste, die meistens mit kalifornischen Frauen verheiratet waren, erhielten ein jeder täglich drei Piaster (Franken 15). Seine Hirten und Herden gingen Stunden weit; 4000 Stück Rindvieh — darunter 1200 Kühe, welche Milch gaben zu Käse und Butter — 1500 Pferde und Maultiere und 2000 Schafe durchstreiften die üppigen Gründe. Seine Getreidemagazine standen in langer Reihe. Von den abziehenden Russen kaufte er die schönen Meiereien bei Fort Bodega an der Küste für 40 000 Dollars, besonders um bessere Viehrassen zu bekommen. Bei der Aussaat rechnete er auf den fünfundreißigfachen Ertrag.

Er baute Mühlen, namentlich Sägemühlen, um die riesenhaften Baumstämme zu verwerten. Seine Werkstätten jeglicher Art wurden hauptsächlich von Männern geführt, die er drunten in der Bai von San Francisco unter den Kauffahrern und Wallfischfängern um hohen Sold geworben hatte.

Zwei eigene Schiffe lagen beim Fort im Flüßchen vor Anker, um von da in den nahen Rio Americano und eine halbe Stunde weiter in den Sacramento auszulaufen. Pferde, Häute, Talg, Weizen, Mehl, Fleisch, Käse, Bretter, eingemachte Lachse, Butter versendete er weithin nach den Sandwichsinseln, nach Van Couver, nach den mexikanischen und südamerikanischen Seehäfen; besonders aber verproviantierte er die in San Francisco einlaufenden Schiffe. Bei bedeutenden Häusern in Amerika und England war er akkreditiert. In diesem Zustande fand Kapitän Fremont Neu-Helvetia, als er nach einer fast fabelhaften Reise von der Sierra Nevada herabgestiegen war und unter dem Tore von Suters Fort dem Schweizer die Hand schüttelte. Suters Ansehen wuchs von Tag zu Tage. In den sich nun ernstlicher erhebenden Kämpfen der Parteien gab oft seine Entscheidung den Ausschlag. Aber bald kam ein Stärkerer auf den

Kampfplatz, das Kabinet von Washington. Im Jahre 1840 wollten Kapitän Graham und sechsundvierzig englische und amerikanische Abenteurer durch einen Handstreich Kalifornien zum unabhängigen Staate machen. Alvarado überfiel die Verschworenen des Nachts, machte sie nieder oder nahm sie gefangen. Eine englische Korvette erzwang sofort eine Entschädigung von 20 000, die Vereinigten Staaten für ihre fünfzehn Riflemen nicht weniger als 129 200 Piaster Entschädigung, und Mexiko mußte bezahlen. Auch die Revolution des Dominikanermönchs Gabriel ward blutig niedergeschlagen. Aber im Oktober 1841 kamen auf einmal mehr als hundert Amerikaner über Santa Fe, und Alvarado, der sich durch seinen Despotismus verhaßt gemacht und bei den eingewanderten Amerikanern eine neue Revolution befürchten mußte, verlangte Hilfe. Da entließ der Präsident und Diktator von Mexiko, Santa Ana, dreihundert Galeerensträflinge, denen er Vieh, Ackergeräte und Land versprach und überdies die Begnadigung, und schickte sie zu Schiffe nach Kalifornien, zugleich mit dem General Manuel Michel-Torena als neuem Gouverneur. Dieser hatte seinen Wohnsitz abwechselnd auf den verschiedenen alten Missionen, zumeist in Los Angelos und Santa Clara. Er war ein wohlwollender Mann, aber er konnte die sinkende Herrschaft nicht mehr halten. Mit Suter war er in steter Verbindung, und mancher Kurier ist noch mitten in der Nacht über das Gebirge geeilt. Er schenkte auch im Mai 1845 dem Kolonisten und seinem Sohne August weitere 22 Quadratstunden Landes, und machte ihn so zum Besitzer des herrlichsten und reichsten Gebietes auf der Welt.

Noch fünf Jahre lang wechselten kurze Ruhezeiten mit Revolutionen ab, an denen die Regierung von Washington meistens beteiligt war, bis nach dem mexikanischen Kriege 1847 das Land mit Texas an die große Union abgetreten wurde.

Nun konnte sich Suter seiner Reichtümer besser erfreuen. Er ließ allerlei Sämereien aus Europa kommen, pflanzte alle europäischen Obstsorten, in den Niederungen Oliven und Feigen, auf den Höhen Aepfel und Birnen, und alles gedieh wunderbar. Er legte Baumwollpflanzungen an und wollte an den Ufern des Sacramento auch Reis und Indigo bauen. Vor allem pflegte er den Wein-

stock. An der nördlichen Grenze seines Landes, am Federfluß, baute er sich ein herrlich gelegenes Landgut. Alte malerische Bäume bildeten einen großartigen Hain, Wiesen und Obstgelände breiteten sich aus, dazwischen Ackerfelder; Gruppen von Aprikosen-, Pfirsich-, Feigen-, Pomeranzen-, Aepfel-, Quitten- und Kirschbäumen standen am Fluß und auf den Höhen; aber die schönste Zierde dieser Besitzung waren die Weinberge. Er nannte sein Landgut Hockfarm (Hock, Hochheimer, hießen die Reben vom Rhein, die Suter kommen ließ). Dahin zog er sich zurück, wenn die Sorgen des Glücks und die Lage des Landes ihm einige Muße vergönnten.

Er sann nun darauf, wie er seine Familie aus Europa könnte herüberkommen lassen, und wie er sein Andenken in der alten Heimat durch glänzende Erstattung der Verluste wieder zu Ehren bringen möchte. Zu spät. Schon war dem Baum die Axt an die Wurzel gelegt.

Das Gold.

Lassen wir den Kapitän selber reden.

„In der ersten Hälfte des Januar 1848 arbeitete Herr Marshall, mein Mühlenbauer aus Neu-Jersey, an meiner neuen Sägemühle zu Coloma (achtzehn Stunden vom Fort entfernt), oben im Gebirge. Als die Gestelle fertig waren, sandte ich Herrn Wimmer mit Familie und einer Anzahl von Arbeitern hinauf, nebst Herrn Bennet aus Oregon, zur Nachhülfe in der Besorgung der Gespanne und der mechanischen Arbeiten. Frau Wimmer kochte für alle. — Eine Sägemühle mußte ich noch haben; denn es fehlten mir Bretter für die große Mehlmühle zu Brighton, die zu gleicher Zeit in Arbeit war; ebenso hatte ich noch andere Gebäude und Einfriedigungen herzustellen für das Dörfchen Yerba Buena (wo nun die Stadt San Francisco steht).

Es war ein regnerischer Nachmittag. Ich saß in meinem Zimmer im Fort und schrieb einem Freunde in Luzern. Da stürzte plötzlich Herr Marshall herein, ganz durchnäßt. Ich war verwundert, ihn schon wieder hier zu sehen; denn gerade hatte ich ihm ein Gespann mit Lebensmitteln und Eisenwerk nach Coloma gesendet. Er sagte,

er habe mir etwas Wichtiges mitzuteilen, wünsche aber, es geheim zu tun, und ersuche mich, mit ihm an einen Ort zu gehen, wo kein Lauscher sei. Wir gingen in die obern Zimmer, und ich verschloß auf sein Begehren die Tür, obschon sonst niemand zuhause war als der Buchhalter in seinem Bureau. Da fehlte ihm noch etwas, und ich ging, es zu holen, vergaß aber diesmal das Verriegeln der Türe. Gerade zog Marshall einen Lappen aus der Tasche und zeigte mir darin ein gelbes Metall, als mein Buchhalter mit einer Frage ins Zimmer trat. Blitzschnell fuhr Marshall mit seinem Metall wieder in die Tasche zurück. Der Buchhalter entschuldigte sich wegen der Unterbrechung und ging. „Hab ich's nicht gesagt, Sie sollten die Türe schließen!" brach Marshall aus, und ich hatte Mühe, ihn zu überzeugen, daß der Mann nicht als Lauscher, sondern in Geschäften gekommen sei. Dann zog er sein Metall wieder hervor: es waren mehrere Stücke von etwa je vier Lot. Er erzählte, daß er den Arbeitern gesagt habe, dies möchte Gold sein; sie hätten ihn aber ausgelacht und einen Verrückten geheißen. Ich probierte das Metall mit Scheidewasser und las den langen Artikel über „Gold" in der Enzyklopedia Americana, und erklärte ihm hierauf: es ist reines, gediegenes Gold.

Nun hatte Marshall weder Ruh noch Rast; er verlangte, daß ich sogleich mit ihm nach Coloma hinauf reite. Ich stellte ihm aber vor, daß es jetzt Abend sei; eher solle er hier bleiben bis Morgen früh, wo wir dann beide zusammen gehen könnten. „Kommen Sie morgen früh?" fragte er noch, und fort galoppierte er im heftigsten Regen, schon durchnäßt wie er war, und ohne einen Imbiß genommen zu haben. Ich nahm die Sache, wie alle meinen guten oder schlimmen Begegnisse, ziemlich leicht, aber doch stellten sich mir durch die Nacht die fatalen möglichen Folgen vor. Meinen vielen Arbeitern gab ich die nötigen Weisungen und ritt morgens 7 Uhr, begleitet von einem indianischen Soldaten und einem Viehhirten, hinauf nach Coloma. Halbwegs sahen wir ein Pferd, das herrenlos herumirrte, und gleich darauf brach Marshall aus dem Gebüsch hervor. Er war in der Nacht nicht weiter gekommen, und hatte nun durch Hunger und Kälte seine Ungeduld gebüßt.

Dann ritten wir hinauf in das neue Eldorado. Nachmittags hellte sich das Wetter, und wir machten einen Spaziergang zum Wasserkanal, in den, um ihn von losen Teilen frei zu machen und zu erweitern, der Bach in scharfem Laufe eingelassen worden war. Noch lief der Kanal, wie die ganze Nacht durch, voll Wasser. Wir ließen es ablaufen und suchten nun im Bette nach Gold. Wir fanden viele kleine Stückchen, Herr Marshall und einige Arbeiter reichten mir mehrere, und ich sagte, daß ich daraus einen Ring wolle machen lassen, sobald dies in Kalifornien möglich sei. Ich ließ später einen anfertigen, außen mit dem Familienwappen, innen mit der Inschrift: „Das erste Gold, entdeckt im Januar 1848." Nachdem wir noch die ganze Lage von Coloma besichtigt hatten, sammelte ich die Leute und stellte ihnen vor, daß es für alle gut wäre, diese Entdeckung für etwa fünf oder sechs Wochen geheim zu halten, damit mir möglich wäre, meine Sägemühle zu vollenden, auf die ich schon 24 000 Dollars verwendet hatte. Sie versprachen es, und ich ging hinunter nach Hause. Ich fühlte mich sehr unglücklich und konnte keine günstige Abwicklung der Sache mir denken. Auch erschien es mir unwahrscheinlich, daß das Geheimnis bewahrt werde.

Und wirklich, kaum zwei Wochen später, sandte ich einen Weißen mit Fuhrwerk und einigen indianischen Knaben nach Coloma — da erzählte ihm Frau Wimmer die ganze Sache und ihre Knaben gaben ihm etliche Goldkörner. Zurückgekommen ins Fort, ging er in einen der Läden, die sich in meinen äußern Gebäuden befanden, und verlangte von Smith eine Flasche Branntwein. Diese wollte er bezahlen mit den kleinen Stückchen Goldes; da fragte ihn Smith: ob er ihn zum Narren halten wolle? Der Fuhrmann wies ihn an mich um Auskunft, und was sollte ich tun? Ich erzählte Smith die ganze Geschichte. Sogleich kam Herr Brannan, sein Mithändler, und befragte mich auf alle mögliche Weise; er eilte dann hinaus und packte Waren jeder Art zusammen, die er nach Coloma sandte. Da begannen meine Arbeiter davon zu laufen, und ich kam in große Not. Nur einige wenige Mechaniker blieben nebst acht Invaliden. Ungern ließen meine angestellten Mormonen die Arbeit im Stich, aber bald überwand das Goldfieber auch bei ihnen. Es brach nun herein aus

San Francisco und andern kalifornischen Orten, wer nur sich regen konnte. Jedermann schloß seine Hütte und brach auf nach Suters Fort. In Monte Rey und andern Städten im Süden traute man lange der Sache nicht und nannte sie eine neue Kriegslist Suters, um Nachbarn zu bekommen. Nach und nach wurden die Züge zahlreicher, und die Gegend füllte sich an.

Mein Unglück begann. Meine Mühlen standen still, selbst die Mühlsteine wurden mir gestohlen. Meine großen Gerbereien verödeten; große Massen unvollendeten Leders verdarben in den Gruben; die rohen Häute gingen massenhaft zugrunde. Die Indianer liefen davon wie Kinder, sie sammelten Gold und gaben es hin für geringe Sachen. Meine treueste Brigade mochte auch nicht mehr Weizen dreschen; die Leute lagen mir an, mit ihnen hinauszugehen, und mit ihnen Gold zu suchen. Ungern willigte ich ein, aber wie konnte ich anders? Mein Weizen ging indessen teilweise zugrunde. So lud ich Waren und Lebensmittel auf Wagen, nahm einen Schreiber mit und etwa hundert Indianer und fünfzig Kanakas, und schlug am Suterbach mein Lager auf. Einige Tage ging es sehr gut; aber bald strömten von allen Seiten Leute herbei, errichteten Branntweinläden und machten mit den Meinen Bekanntschaft. Ich brach auf und setzte mich weiter oben am Bach; doch bald zogen die Branntweinhändler mir nach, und ich konnte es nicht wehren, daß meine Indianer ihren Lohn verspielten und vertranken, und ob dem ungewohnten Genusse die halbe Zeit krank und arbeitsunfähig wurden. Da wollte ich nicht länger Zeit und Geld verlieren. Ich entließ die, welche nicht mit mir zurückkehren wollten, und trug großen Verlust davon. Das Fort selber wurde immer mehr der Sammelplatz aller Art von Leuten. Ich konnte nicht mehr zusehen, bestellte einen Vorsteher und ging mit allen den Indianern, die ich meistens selbst erzogen hatte, hinüber nach Hockfarm. Hätte ich meine Pläne ausführen können, so würde ich in wenig Jahren der reichste Mann an der Küste des Großen Ozeans gewesen sein; die Entdeckung des Goldes hat mich ruiniert."

Soweit die Worte Suters.

Suters Land war bald überschwemmt von der ungeheuern Einwanderung, die das Auffinden des Goldes hervorrief. In der ersten Zeit wurden seine Besitzungen noch etwas geschont; aber mehr und mehr bemächtigten sich die Ankömmlinge seiner Ländereien und wurden darin selbst von Advokaten widerrechtlich unterstützt. Suters vertrauteste Leute, obschon er sie reich bezahlte, verließen ihn mit der Zeit; denn in den Minen war der Erwerb leichter und noch reichlicher.

Die Folgen für das Land.

Am 17. Juni 1848 machte sich Oberst Mason, der nunmehrige amerikanische Kommandant von Monte Rey, auf, um selber zu sehen, was Wahres an den fabelhaften Gerüchten sei. Am 20. kam er nach San Francisco. Das vor wenig Monaten noch so lebhafte Oertchen war öde und verlassen, fast alle männlichen Einwohner waren hinaus in die Minen. „Am 3. Juli," so berichtet, er, „kamen wir nach Suters Fort. Auf dem ganzen Weg standen die Mühlen still, in den Weizenfeldern weideten Rinder und Pferde, die Gehöfte gingen dem Verfall entgegen. In Suters Fort wurde es lebendiger. Fährschiffe luden ihre Waren aus, Frachtwagen drängten sich durch das Tor, ganze Züge fuhren eilend hinaus oder kamen eben so eilig zurück. Für ein Zimmer bezahlte man monatlich hundert, für ein einstöckiges Haus fünfhundert Dollar Miete. Der Schmied und der Wagner in Suters Diensten erhielten einen Taglohn von zehn Dollar jeder. Fünf Meilen oberhalb sind die Abhänge und Hügel mit Zelten übersäet, die in brennender Sonnenhitze erglänzen. Alles wimmelt von Leuten. Einige arbeiten mit dünnen Pfannen, andere mit dichtgeflochtenen indianischen Körben, andere haben sich eine sogenannte Wiege gemacht." — Der „Polynesier", ein in Honolulu erscheinendes Blatt, veröffentlichte einen Brief, worin erzählt wird: „Von San Francisco führte unser Weg zunächst durch das Tal von La Puebla nach San José, etwa zwanzig Stunden. Ein reizenderes Land habe ich nie gesehen; die flachen Gründe, mit tausendfarbigen Blumen prangend, von Flüssen durchströmt, mit den Viehherden auf zahllosen Hügeln, boten einen prächtigen Anblick. An den

schmutzigen, mit Ziegeln gedeckten Häusern der Mission Santa Clara vorbei führte die Straße an den Joachim, den wir an seichter Stelle überschritten, und dann weiter nach Suters Fort, immer durch ein Land von der üppigsten Fruchtbarkeit, welches allem Anschein nach eine ungeheuere Bevölkerung ernähren könnte. Aber nirgends war ein menschliches Wesen zu sehen; alle Gehöfte standen leer: Amerikaner, Kalifornier und Indianer, alle waren fort zum Goldgraben. Nachdem wir Suters Fort verlassen, ritten wir am Ufer des Americano-Flusses entlang und begannen bald die Höhen hinanzusteigen, die sich vom Stocke der Sierra Nevada abdachen. Gegen Mittag machten wir Halt, um zu frühstücken und uns eine Tasse Kaffee zu kochen, und während das Feuer angezündet wurde, tauchte einer von der Gesellschaft seinen zinnernen Teller in den kleinen Bach, der murmelnd vorüberfloß, holte ihn mit Sand gefüllt wieder heraus, wusch denselben und fand als Bodensatz vier Goldkörner. Bei Sonnenuntergang erreichten wir Kapitän Suters Sägemühle, wo das erste Gold entdeckt worden ist. Wir waren fünfundzwanzig Meilen weit über Gold-, Silber-, Platina- und Eisenminen hergeritten, und das auf einem Weg, auf dem eine Stadtkutsche bequem fahren könnte, durch eine blumenbesäte, von Quellen sprudelnde Landschaft. Ich fand etwa tausend weiße Leute mit Goldsuchen beschäftigt. Die durchschnittliche Ausbeute ist, wie ich höre, für jeden Arbeiter eine Unze oder 16 Dollar (Fr. 83) täglich; je tiefer man gräbt, desto größer der Ertrag. Die größte Ausbeute eines Arbeiters an einem Tage belief sich bis jetzt auf 200 Dollar. Die Körner sind von allen Größen, die schwersten wiegen ein Lot. Ausnahmsweise kam es freilich vor, daß Stücke bis auf 16 Lot sich vorfanden. Alle Berge der Nähe haben sich goldhaltig erwiesen, und Platina und besonders eine fünf Meilen von Suters Mühle aufgefundene reiche Silberader zeigen, daß die Schätze sehr mannigfaltig sind."

Kein Wunder, daß die Nachrichten aus diesem gelobten Lande den rastlosen Unternehmungsgeist der Yankees zu einer wahren Fieberhöhe steigerten. In New-York und Boston sammelten sich bald an 10 000 Auswanderer nach Kalifornien. In New-York allein wurden fünfundsechzig Gesellschaften gezählt, die sich ausschließlich

mit dem neuen Betriebsfelde befaßten. Die Söhne der ersten Familien nahmen daran teil und boten die Mittel zu Millionen. Aus einem einzigen Hotel gingen innerhalb vierzehn Tagen fünfhundert Männer nach dem fernen Westen. Im Oktober waren aus dieser größten Handelsstadt an der Ostküste Amerikas schon einundzwanzig Schiffe nach der künftigen größten am westlichen Gestade abgefahren; achtundvierzig andere machten sich zum Auslaufen bereit; im Dezember wurde das neunundneunzigste gezählt. „Ganz Neu-England ist auf den Beinen und wendet sich nach den Häfen oder bereitet sich zur weiten Wanderung; wir geben es auf, die Schiffe zu zählen oder die Karawanen!" ruft der „New-York Herald" aus.

Und welch eine Reise hatten sie alle vor! Wer den Landweg wählte, mußte sich gefaßt machen auf monatelange Entbehrungen und Mühseligkeiten. Die meisten aber reisten um das Kap Horn — also von New-York nach dem Süden, der nordamerikanischen Küste entlang, am mexikanischen Golf vorüber, entlang der Küste von ganz Südamerika, durch die tropische Hitze unter der Linie bis nieder zum eisigen Kap Horn an der südlichsten Spitze; dann aufwärts wieder die gleiche Entfernung bis nach San Francisco — eine Reise von 17,000 englischen Meilen, zurückzulegen in 130—150 Tagen ununterbrochener Fahrt!

Ein anderer Menschenstrom wendete sich nach der Landenge. Die Fahrt nach dem mexikanischen Golf, vorüber an Haiti und Cuba, ging nach Chiagres, einem elenden Orte in heißer Lage und zwischen Sümpfen. In drei Tagen konnte man sich, wenn alles glücklich ging, auf bodenlosen Wegen, in giftiger Fieberluft, durch verkommene Neger- und Indianerstämme durchschlagen nach Panama, und wenn man es wieder glücklich traf, dort ein Schiff nach San Francisco betreten. Aber wie viele von denen, welche hoffnungsreich ausgezogen waren, liegen begraben in diesem Lande! Schnell war amerikanischer Unternehmungsgeist bereit, einen bessern Weg zu bahnen. Ein New-Yorker Handelshaus fing an, in diesen Sümpfen eine Eisenbahn zu bauen. Erde um Erde wurde in die Sümpfe versenkt; die Arbeiter starben in erschreckender Zahl dahin; aber die Bahn ward fertig; die Schwellen sinken wohl unter der Last des

Zuges, doch sie heben sich wieder empor. Aspinwall erstand als neue Stadt und trägt den Namen des unternehmenden Handelsherrn.

Diese Bahn auf der Landenge von Panama ist nun der gewöhnliche Weg des Handels und Verkehrs nach Kalifornien. Eine regelmäßige Verbindung durch Dampfschiffe von England, Frankreich und den amerikanischen Häfen nach Aspinwall, und von Panama nach San Francisco hat die Fahrzeit auf wenige Wochen abgekürzt. Und doch ist sie dem Amerikaner noch zu lang; eine Riesenbahn wird gegenwärtig gebaut, wie die Welt noch keine gesehen hat, eine Bahn bis zum Stillen Meere. Schon pfeift die Lokomotive am großen Tore des Felsengebirges, am Südpaß.

Aber nicht nur in Amerika, sodern in weitern und immer weitern Kreisen fand die Nachricht von der Goldentdeckung einen erregenden Anklang. Aus dem Süden Amerikas, von Kamtschatka und Sibirien im Norden Asiens, aus den vielen Häfen Chinas fuhren die Schiffe, strömten die Menschen herbei. Suters Fort sah die Scharen von Negern, Russen, Chinesen, Kanakas ankommen und vorüberziehen mit denjenigen der Deutschen, Engländer, Schweden, Italiener, Franzosen. Es entstand mit einer Schnelligkeit, wie die Weltgeschichte sie noch nicht kannte, Stadt um Stadt. Nach sieben Jahren zählte man die Einwohner der Hauptstädte nach Hunderttausenden, die des Landes nach Millionen.

San Francisco, an seinem Hafen unvergleichlich gelegen, ward in zehn Jahren zu einer der größten Städte der Erde. Das Dörfchen Yerba Buena verschwand, die Bauplätze wurden bezahlt wie in London und New York. Der weite Hafen, an dessen Ufer vor wenig Jahren noch halbwilde Hirten die halbwilden Herden geweidet, erscheint als ein herrlicher See, mit Dörfern, Städten und Landhäusern begrenzt. Die Ausfahrt ins Meer heißt das Goldene Tor (the golden gate) und entsendet die Produkte des reichen Landes nach allen Teilen der Erde. England erkennt hier den Boden, auf welchem eine kommende Weltherrschaft sich vorbereitet.

Die Folgen der Goldentdeckung für Suter.

Wie ein von übermächtiger Wasserflut Erfaßter mit den Wogen ringt und kämpft und zuletzt verschlungen wird, so kämpfte Suter im Menschenstrom; er ward gehoben und sank und unterlag.

Suters Name schwebte auf aller Lippen, wenn sie am Sacramento hinaufzogen. Aber ein jeder griff da zu, wo das gepriesene Land ihm seine Schätze darbot. Suters Eigentum war der Mittelpunkt der Goldwäscher; die fruchtbaren Gründe, die reichen Gewässer luden ein zu bleibender Niederlassung, und es erhob sich da ein Dorf nach dem andern, und aus den Dörfern wurden Städte. Wenn auch Suters Fort bald in Trümmer zerfiel und der Name Neu-Helvetia verschwand — Sutersville, Suters Creek, Suters County bewahren seinen Namen; aber sie sind für ihn zum inhaltlosen Klang geworden.

Noch gab die erste Ernte nach der verhängnisvollen Entdeckung ihm die Fülle von 40 000 Scheffeln; seine Weinberge, seine Bäume trugen einen reichen Segen; seine Herden hatte er an die Grenze seiner Ländereien, nach Hockfarm geführt. In allem dem lag für ihn ein gewaltiger Reichtum; denn mit der Einwanderung hatte die Einfuhr nicht Schritt gehalten, und Mangel und Hunger drohten die Goldgräber empfindlich heimzusuchen. Manche Flasche Branntwein ward mit zwanzig, das Pfund Butter oder Fleisch mit zehn, das Brod mit fünf Dollar bezahlt. Aber Suters Leute hatten ihn größtenteils verlassen, und seine Kraft reichte jedenfalls nicht aus, um die reichen Früchte gehörig einzuernten und regelrecht zu verwerten. Und damals vertrat die Patrontasche das Gesetz, und jedermanns Recht reichte in den Minen bloß so weit als die Kugel seiner Büchse. Da verlor Suter, wie zuerst Grund und Boden, so bald auch seine Vorräte.

Wohl hatte die Regierung in Washington sofort die amerikanischen Gesetze über Kalifornien ausgedehnt und gültig erklärt; aber es fehlte an Behörden. Bei den verschiedenen Völkerschaften, den verschiedenen Menschenrassen, konnte im Ungestüm der Einwanderung keine Autorität sich gestalten. Schickte der Kommandant von Monte Rey seine Soldaten, so verliefen sich diese sogleich in den Minen; selbst ein Tagessold von zehn Dollar konnte sie nicht am Posten

festhalten. Rückte der Kapitän eines Kriegsschiffes mit seiner bewaffneten Mannschaft aus, so kehrte er allein zurück.

Als die Unsicherheit mehr und mehr überhand nahm, und Mord und Diebstahl immer häufiger wurden, da bildeten sich die Vigilance Committees, die nach der kürzesten Prozeßordnung die Uebeltäter aburteilten und bestraften. Die alten Grundbesitzer hatten gleich anfangs in Monte Rey Schutz für ihr Eigentum nachgesucht; der Kommandant hatte ihr Verlangen der Regierung gemeldet, und diese sofort eine „Landkommission" aufgestellt und nach Kalifornien gesandt. Allein Washington war weit, die Kommission reiste langsam, und die Einwanderer kamen schnell. So konnten die ehrenwerten Herren bei ihrem endlichen Eintreffen nur vollzogene Tatsachen beurteilen, und je gründlicher sie zu Werke gingen, desto mehr blieben sie von Tag zu Tag hinter dem Schnellmarsch der Ereignisse zurück. Als endlich im September 1850 Kalifornien als Staat in die Union eintrat und vollständige Behörden aufstellte, da begann eine lange Reihe kostspieliger, fruchtloser Prozesse.

Suter hatte schon im Jahre 1848 seinen ältern Sohn zu sich berufen; den 25. September 1849 reisten seine Frau und seine übrigen Kinder aus dem Gasthof zum Storchen in Basel ab. Nach fünfzehn Jahren sammelten sich die Seinen wieder um ihn im fernen Lande. Ein Stück Weltgeschichte war indessen über sein Haupt gegangen, und er stand nun auf den immer noch mächtigen Trümmern seines äußern Lebensglückes, während rings um ihn Tausende das ihrige zu gründen suchten. Die Familie blieb auf Hockfarm und bebaute die schönen Felder und Weinberge. „Die wahre Heimat des alten Pioniers" heißt sie im Volksmund, und jedermann bewundert ihre herrliche Lage, wenn er im schnellen Dampfschiff vorüberfährt.

Sein Sohn Emil studierte eigens Jurisprudenz, um die Geltendmachung der Rechte seines Vaters zu betreiben. Der nun folgende Prozeß setzte, sowohl wegen des ungeheuren Betrages des Streitwertes, als auch wegen der Verwicklung von tausend Interessen, das ganze Land in Bewegung. Dieser drehte sich um die Landstrecken, welche Suter als Eigentum besessen hatte, und die in Anbetracht der darauf entstandenen großen Städte auf zweihundert Millionen

Dollar geschätzt wurden. Die Städte Sacramento, Benicia, Fairfield und Riovista besoldeten besondere Advokaten, um den Ansprüchen Suters auf große Teile ihres Grund und Bodens sich zu widersetzen; Emil Suter war seinerseits unterstützt durch vier Rechtsgelehrte von San Francisco. Eine Schwierigkeit eigentümlicher Art bildete für ihn der Umstand, daß die Schenkungsurkunde des Gouverneurs Alvarado sowie diejenige des Gouverneurs Michel-Torena nicht mehr vorhanden war; beide befanden sich im Geschäftslokal von Suters Anwalt, als das Haus mit seinem gesamten Inhalt verbrannte.

Darüber kam das Jahr 1854. Am 9. September erhob sich das Volk Kaliforniens, um mit all der Begeisterung einer mit wunderbarer Schnellkraft ausgerüsteten Jugend den vierten Jahrestag seines Eintrittes in die Union zu feiern. Aus allen Teilen des Landes strömten die Scharen nach San Franzisco. Die Stadt erschien im „Brautschmucke", getragen von dem Bewußtsein einer segensreichen Verbindung mit der Union, gehoben durch das Vorgefühl einer mächtigen Zukunft. Der Glanz des Festes überbot alles, was noch dieser Art am Gestade des Stillen Meeres gesehen worden. Das überall wehende Sternenbanner (Star Spangled Banner) schmückte die Straßen und die Spitzen der Gebäude und die Höhen ringsum. Unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken und mit Musikchören durchzog der Festzug die Straßen der erst fünf Jahre alten Stadt, umwogt von dem brausenden Hurra der Menschenmenge, begrüßt von den Balkonen der Paläste herab durch die wehenden Tücher der Damen und das Hutschwenken der Herren. Aller Augen richteten sich auf den Mittelpunkt des Zuges, den nun zum General ernannten Suter, der mit seinem Stabe hoch zu Roß, umgeben vom ersten Kalifornia-Regiment, von fliegender Artillerie und der leichten Kavallerie, daherritt. Vor sechs Jahren noch hatte er auf dieser Stätte mit Wilden und Halbwilden gelebt. Es kam ihm alles vor wie ein Traum. Der Zug ging nach dem großen „Metropolitan-Theater".

Aus der glänzenden Beschreibung der Festfeier heben wir bloß einen kleinen, Suter betreffenden Abschnitt der Festrede von Kewen heraus:

„Erfüllt mit erhabenem Mute, getrieben durch die Macht der Vorsehung, sagte sich der Pionier los vom heimischen Herd und der Verwandtschaft, vom Vaterlande und von den Erinnerungen der Jugend, und kam, auf unbetretenen Pfaden, ins Land der Abenteuer und der Gefahren. Ueber dürre Ebenen, unter einer sengenden Sonne, über Berge und Täler und Felsen, durch Fieber, Hunger und Durst, vorüber an dem blutgierigen Laurer in der Wildnis, hielt er fest gerichtet seinen Blick dahin, wo alltäglich die Sonne sich in die Meere des Westens versenkt. Es zog ihn gleich dem Wanderer in seinen heimatlichen Alpen, der den Blick auf die eisgezackte Spitze richtet und nur denkt an den erhabenen Umblick und an die erfrischende Lebensluft freier Höhe. Und wie einst Moses auf Pisgah, so steht er auf den schneeigen Höhen der Sierra, und sein Auge erglänzt und seine Seele hebt sich: ihm ist ein Blick geworden auf das goldene Land der Verheißung. Und glücklicher als Israels Gesetzgeber, kann er mit neuem Mut und frischer Kraft dieses Land betreten, und ruhig, hohen Mutes, stellt er sich all den Gefahren des Hungers, der Verlassenheit entgegen und weiht das von neuem entdeckte Land Gott, der Freiheit und dem geliebten Vaterlande Helvetia.

In der Geschichte vergangener Zeiten und Völker erglänzen hohe Namen, die nimmer vergessen werden. Epaminodas Tugenden und Liebe zum Vaterlande überstrahlten die Geschichte der Befreiung von Theben. Hannibals Mut, der die siegenden Heere über die Alpen führte und Italiens klassischen Boden überschwemmte, wird Karthagos Geschichte noch überdauern. Mit Athen zugleich wird genannt jener Kreis seiner herrlichen Söhne; Roms Name wird verherrlicht durch den Ruhm großer, einzig dastehender Männer. Aber im Kreislauf der kommenden Zeiten, wenn die Feder des Geschichtsschreibers den Ursprung und die Grundlegung unseres einstigen Weltreiches ergründen will, wenn sie den Kampf mit der Not und der Entbehrung, den Kampf um die Freiheit im Westen darstellen will, dann wird ein Name alle andern überstrahlen: es ist der des unsterblichen Suter."

Diesen hohen Worten folgte bald auch ein gewaltiger Spruch. Am 15. März 1855 verkündete endlich der Richter Thompson die

Entscheidung des obersten Gerichtshofes in Kalifornien, welcher dem General das ganze weite Land, im ganzen Umfang jener Schenkungen, als unantastbares, freies Eigentum zusprach. Dieser Spruch füllt ein kleines Buch. Es galt nun, diesen Richterspruch, als gegen die Vereinigten Staaten gerichtet, auch vor dem höchsten Gericht in Washington zur Bestätigung zu bringen. Die Regierung von Kalifornien gab ihm hiezu eine offizielle Empfehlung; aber eine gewisse Klasse von Menschen bringt bis auf den heutigen Tag (1868) jedes erdenkbare Hindernis auf, um eine endgültige Entscheidung zu hintertreiben. Darüber gehen die Jahre dahin, und das Alter hat sich dem General schon lange angemeldet. Auch das Unglück ist dem geprüften Manne getreu geblieben. Im Feuer sind seine wichtigen Urkunden untergegangen. Die schöne entomologische Sammlung seines Sohnes ist auf dem Wege nach Genf mit dem unglücklichen Dampfschiffe „Golden Gate" und mit den unglücklichen Passagieren verbrannt. Freitag, den 21. Juli 1865, loderte zu gleicher Zeit der Brand der Hockfarm und der von Burgdorf. Hier sah Suters Freund, Buser, die Errungenschaft eines langen, fleißigen Lebens in Schutt und Asche vergehen; sein einziger Sohn starb an den Folgen des Schreckens, bald auch er selber, gebrochenen Herzens. Dort beklagte Suter den Untergang reicher Erinnerungen an ein inhaltsvolles Leben, seiner Bibliothek und der seltenen Sammlungen aus den Gebieten der Natur und der Geschichte von Kalifornien. Bei diesem Brande gingen auch Schriftstücke verloren, die für den Schreiber dieser Zeilen bestimmt waren, um daraus die schon sagenhaft gewordene Geschichte des Generals darzustellen. Schon zweimal früher hatte er seinem Freunde geraten, er möchte — da die Summe seiner Verluste zu hoch sei, um je einmal ausgewiesen zu werden — doch Hand bieten zur Feststellung eines Vergleichs, lautend auf Barzahlung von einer Million Dollar. Der General lehnte dies, als ihn entehrend, ab und bezog zu seinem und seiner Familie Unterhalt das kleine Vermögen seiner Frau aus der Heimat. Infolge der Unterstützung der kalifornischen Staatsbehörde, die ihm eine jährliche Pension von 3000 Dollar aussetzte, war es ihm möglich, sich mit den Seinigen in Washington niederzulassen. Dort reichte er im

Jahre 1866 beim Kongreß eine Petition ein auf Schadenersatz. Er sprach nun seine Bereitwilligkeit aus, sich gegen eine halbe Million Dollar mit der Bundesregierung abzufinden, mit Verzicht auf Vergütung der ihm seiner Zeit von der mexikanischen Obrigkeit urkundlich bewilligten Ländereien, die längst aus dem Eigentumsrecht der Vereinigten Staaten in Privatbesitz übergegangen waren. Ihn verlangte nach Erledigung seiner Angelegenheit. Hierauf — dies war sein Lieblingsgedanke — wollte er dann mit seiner Frau in die Schweiz reisen; zwei Enkelinnen, die er bei dieser Gelegenheit in eine Pension des Kantons Waadt zu bringen wünschte, sollten ihn ebenfalls begleiten. Es zog ihn mächtig, noch einmal in die alte Heimat zu kommen. Er ist, seit er sie verlassen, ganz weiß geworden, aber noch immer spricht er nicht bloß korrekt sein Schweizerdeutsch, sondern er fühlt auch schweizerisch.

Sein Plan kam jedoch nie zur Ausführung, und über den Ausgang seiner Sache sind die Berichte verstummt.

Seit dem Erscheinen dieses Aufsatzes im Jahr 1868 gingen noch folgende Notizen ein:

1873 siedelte sich Suter in der Herrnhutergemeinde Litiz in Pennsylvanien an, von wo aus er öfters die Hauptstadt aufsuchte, um beim Kongreß seiner Petition persönlichen Nachdruck zu geben.

1876 fungierte er bei der Weltausstellung in Philadelphia als Ehrenpräsident des schweizerischen Landtages, „ein rüstiger und eifriger Schweizer, ein musterhafter Eidgenosse, ein ehrwürdiger, liebevoller Mann, geehrt von aller Welt", wie der schweizerische Konsul in Washington sich ausdrückt.

1880 gab die Bundesregierung ihm die vorläufige Genugtuung, „daß seine Dienste anerkannt werden sollten", und „daß seine Ansprüche billig und gerecht seien". Aber ehe der Kongreß darüber zur Abstimmung gelangte, starb Johann August Suter plötzlich am 17. Juni während eines Besuches in Washington. Nach kurzer Zeit folgte ihm seine Frau im Tode nach, und ihr Sohn Emil, der dem Verfolgungswahn verfiel, ward 1884, als er nach der Schweiz reiste, in Antwerpen in einem Gasthause tot gefunden. Es vergingen mehrere Tage, bis die Identität des an Gift Gestorbenen festgestellt war. Die übrigen Hinterlassenen haben bis jetzt nichts weiteres in der Angelegenheit getan.